

Liebe deine Stadt

Es ist eine große Aufgabe, die liberale Demokratie gegen ihre Verächter zu verteidigen und die Empathie für diese Staatsform zu stärken. Und doch fängt all dies im Kleinen an. Es hilft, sich für seine unmittelbare Umgebung stark zu machen, sagt Jürgen Wiebicke. Seine erste Regel lautet: Liebe deine Stadt.



Wenn man den Kölner Stadtteil Finkenberg googelt, stößt man auf lauter schreckliche Dinge. Hier wohnen „die harten Kinder von Köln“, titelte schon vor Jahren die Lokalzeitung. Die Hochhaussiedlung wird zu den schwierigsten sozialen Brennpunkten des Landes gerechnet, in der öffentlichen Wahrnehmung steht sie für Kriminalität, Verwahrlosung und Gewalt. Nichts wie weg hier, wenn es irgend geht, müsste folglich das naheliegende Bestreben ihrer Bewohner sein. Gutes Leben ist anderswo.

Kürzlich bin ich dorthin eingeladen worden, um ein Gespräch der Finkenberger über den Zustand ihrer Siedlung zu moderieren. Eine junge Frau, die dort groß geworden ist, hatte einen Film gedreht über Menschen, die in der Anonymität der Hochhäuser leben. Sie wollte zeigen, dass in Finkenberg nicht nur die Tristesse zu Hause ist. Nach der Filmvorführung geschah etwas Erstaunliches: Die meisten im Saal nahmen das Gesehene zum Anlass, um ein Bekenntnis zu ihrer Siedlung abzulegen. Die soziale Misere dort wurde mitnichten verschwiegen, es gab reichlich Klagen über Vermüllung und Verrohung. Aber die Grundmelodie der meisten Aussagen war eine andere: „Mich kränkt es, wenn über meinen Stadtteil schlecht geredet wird.“ – „Finkenberg ist viel besser als sein Ruf.“ – „Hier halten die Leute zusammen.“ Manche begannen, von schönen Momenten zu erzählen, die man ihrer Meinung nach nur in Finkenberg erleben kann. Endlich gab es mal eine Gelegenheit, in die andere Richtung zu übertreiben. Was es heißt, stigmatisiert zu sein, muss man den Finkenbergern wirklich nicht erklären. Dieses starke, beinahe trotzige Wir-Gefühl im Saal hat mich überrascht. Die aus den besseren Stadtteilen haben doch keine Ahnung von uns, und sie verachten uns auch noch – das war der Tenor.

Folgendes lässt sich aus dieser Situation lernen: Menschen wollen identifiziert sein. Sie leben nicht wie der Einsiedler in der Wüste, sondern betrachten sich als Teil einer Lebenswelt, wollen dazugehören. Und Menschen wehren sich, wenn Respekt und Anerkennung verweigert werden. Darüber sollten wir genauer nachdenken. Die Frage der Identität hat nämlich zusehends an Bedeutung gewonnen: Wer bin ich, was macht mich aus, was verbindet mich mit anderen?

Quellen:

<http://www.bpb.de/shop/zeitschriften/bpbmagazin/257758/bpbmagazin-2-2017>
<https://www.denkfabrik-ac.de/homepage/skyline-aachen/>

Die Jahrzehnte des Neoliberalismus waren geprägt vom Leitbild des Jobnomaden. Der sollte bereit sein, bei der nächsten Lebenschance, die sich bietet, sofort alles hinter sich zu lassen, seine Wurzeln zu kappen. Der sollte sich in Singapur genauso schnell heimisch fühlen wie in Solingen. Der durfte nicht nur für sich ganz allein entscheiden, er musste es auch. Im Falle des Scheiterns blieb ihm nichts anderes übrig, als sich selbst zum Schuldigen zu machen. Das waren die Jahre des Hyperindividualismus, die uns jetzt auf die Füße fallen. Fragt man Jugendliche, was ihnen für die Zukunft besonders wichtig ist, dann antworten die meisten von ihnen: stabile Bindungen. Sie werden deshalb von ahnungslosen Erwachsenen, die Jugend mit dem Klischee der Revolte in Verbindung bringen, für spießig gehalten.

Nichts anderes fördert die empirische Glücksforschung zutage. Wenn die elementaren Bedürfnisse – Nahrung, Kleidung, Gesundheit, das Dach über dem Kopf – erfüllt sind, geht es uns vor allem dann gut, wenn wir Gelegenheit haben, uns als soziale, gesellige Wesen zu erleben. Nicht von ungefähr wird gerade der Begriff „Heimat“ wiederentdeckt, und man sollte ihn keinesfalls den Rechten überlassen. Mit dieser Sehnsucht nach Verwurzelung erkläre ich mir, warum Identitätspolitik derzeit eine so große Rolle spielt. An Angeboten, an einfachen Antworten auf die Identitätsfrage, herrscht ja derzeit kein Mangel. Die AfD setzt auf Retro und stellt wieder Volk und Nation ins Schaufenster. Migrantenorganisationen betonen die Bedeutung der ethnischen Herkunft, sodass junge Leute, die in Deutschland geboren sind, kurioserweise PKK-Fahnen schwenken oder Bilder von Erdogan. Unter Binationalen macht sich die Gewohnheit breit, abschätzig von „Biodeutschen“ zu sprechen, als ob jeder, der zwei Elternteile aus einem Land hat, gewissermaßen ein biografisches Defizit mit sich herumschleppt.

Identitätspolitik ist eine Antwort auf die „Neue Unübersichtlichkeit“, die sich durch die rasche Folge ständig neuer globaler Krisen als echtes Lebensproblem für uns permanent verschärft. Wir fühlen uns halt verdammt wohl unter Gleichgesinnten. In Gemeinschaft mit anderen erleben wir uns selbst auf eine andere Art als allein in den eigenen vier Wänden. Wir sind als soziale Wesen auf Resonanz angewiesen. Wer verstärkt auf dem Identitätspfad unterwegs ist, sucht nach der Wärme der Gemeinschaft, läuft aber Gefahr, ein Leben in der Blase zu führen. Man kriegt gar nicht mehr mit, warum andere anders denken.

Für die Demokratie ist radikale Identitätspolitik eine Bedrohung. Demokratie muss den Dissens organisieren und verteidigen. Sie muss nicht nur dafür sorgen, dass sich Menschen mit sehr unterschiedlichen Lebensstilen nicht gegenseitig an die Gurgel gehen. Ein gleichgültiges Nebeneinander, wie wir es leider in den bereits existierenden Parallelgesellschaften haben, reicht nicht. Demokratie muss Erfahrungsräume schaffen, in denen wir uns in unserer Verschiedenheit begegnen und merken, dass man diese Räume weiter verschönern kann. Für diese Erfahrung ist die Stadt ideal. Hier können wir Mikrokosmopoliten sein und Verschiedenheit genießen. Menschen ärgern sich, wenn es irgendwo hässlich aussieht, und meiden solche Orte – Menschen zieht es dorthin, wo es schön ist. Wer genau schaut, findet auch in Finkenberg, das von außen betrachtet so trostlos wirkt, heimelige Ecken, in denen man sich trifft. An dem besagten Abend handelten die Erzählungen von schönen Momenten im eigenen Leben indirekt immer von solchen Orten. Positive Veränderungen beginnen häufig mit Ästhetik. Wo Scheiben eingeworfen sind, verabredet man sich nicht. Wir wissen also, was zu tun ist. Wir sollten alles tun, damit man sich im öffentlichen Raum wohlfühlt und sich gern dort aufhält. Damit die Stadt nicht nur den Autos und dem Konsum gehört. Der französische Ethnologe Marc Augé hat beschrieben, welche Gewalt wir unseren Städten dadurch angetan haben, dass wir mit Parkhäusern, Schnellstraßen und Malls systematisch „Nicht-Orte“ geschaffen haben, an denen man nicht verweilen will. Wiedereroberung der Stadt heißt auch: aus „Nicht-Orten“ wieder Orte machen.

Quellen:

<http://www.bpb.de/shop/zeitschriften/bpbmagazin/257758/bpbmagazin-2-2017>
<https://www.denkfabrik-ac.de/homepage/skyline-aachen/>

Text: Jürgen Wiebicke



Jürgen Wiebicke arbeitet als freier Journalist in Köln. Bei WDR 5 moderiert er unter anderem „Das philosophische Radio“, die einzige interaktive Philosophie-Sendung im deutschsprachigen Hörfunk.

Quellen:

<http://www.bpb.de/shop/zeitschriften/bpbmagazin/257758/bpbmagazin-2-2017>
<https://www.denkfabrik-ac.de/homepage/skyline-aachen/>